

Fazit und Schlussfolgerungen zur X. Ökumenischen Sommeruniversität „Klimagerecht leben – weltweit und vor Ort“

Zum Abschluss unserer gemeinsamen Tage kein „Masterplan“, wie gestern vollmundig angekündigt, sondern wohl eher einige persönliche Fokussierungen von Entdeckungen, Einsichten, aber auch Benennung von Unklarheiten, Defiziten und neuen Aufgaben. Ich hoffe, Sie alle damit anregen zu können, eine eigene Bilanz zu ziehen.

(1) Beginnen möchte mit einer Beobachtung zur inneren Einheit unserer Ökumenischen Sommeruniversität: Ich meine die herausragende Bedeutung, die die drei Bibelarbeiten von Bärbel Wartenberg-Potter für das Ganze hatten. Denn das ist nicht selbstverständlich. Sie waren nicht – wie oft erlebt – das spirituelle Präludium zu Beginn des Tages, dem dann die davon klar zu unterscheidenden „Geschäfte“ folgten. Sie waren dagegen der rote Faden, der uns durch die unterschiedlichen Beiträge führte, mehr als dies die vom Programm vorgegebenen Tagesthemen vermochten. Dass sich die Referentinnen und Referenten immer wieder auf diese Bibelarbeiten bezogen, unterstrich den Anspruch unserer Sommeruniversität, die spirituellen Grundlagen der uns gestellten Herausforderungen ansichtig zu machen. Deshalb ein großer Dank an unsere Bibelarbeiterin!

(2) Ich habe in zahlreichen Beiträgen viel vorsichtiges Tasten und Experimentieren erlebt. Da wurde von Fundstücken aus der eigenen Werkstatt berichtet. Manche fühlten sich als WüschelrutengägerInnen, andere wollten immer wieder die Vorläufigkeit der vorgetragenen Überlegungen unterstreichen, berichteten von ersten Entdeckungen aus experimentellen Laborsituationen. Das wirkte einladend, wurden wir doch weniger belehrt, sondern mitgenommen auf der Reise in neues Land. Ich frage mich jedoch, warum dies immer wieder betont werden musste. Ist nicht alles Theologisieren vorläufig, nie abgeschlossen und frei von Fehlern. Ich habe einmal gelernt, dass alle Theologie „theologia viatorum“ ist. Versucht und gesucht von Menschen, die unterwegs sind und unterwegs bleiben. Und alle Theologie, die mehr sein will als dies, neigt zur Unterwerfung und Beherrschung, wird zu jenem Dominanz-Paradigma, von dem wir uns in dieser Sommeruniversität suchten zu verabschieden. Was will ich damit sagen? Auch wenn wir noch unterwegs sind, werden wir aus aktuellen Anlässen immer wieder auch auf einem Punkt kommen müssen, können nicht nur im Abwägen und in der Dauerreflexion bleiben. Ich wünsche uns allen, dass wir bei allem Vortasten in Neuland des Glaubens gleichzeitig mutig und entschieden werden und bleiben, dass wir fehlerfreundlich und gewiss auf neu eingeschlagenen Wegen unterwegs sind.

(3) Mein persönliches Fazit hinsichtlich des Ertrages unserer Werkstattarbeit heißt: Er ist reich an Analysen, die das notwendige Abschiednehmen beschreiben, wir haben hilfreiche Korrekturen unserer Glaubenstraditionen in den Blick genommen. Hier gibt es einen breiten Konsens darüber, dass die um sich greifende Klimakatastrophe anderes fragt als mehr ethisches Engagement, so notwendig dieses auch bleibt. Wir brauchen offensichtlich eine einschneidende Korrektur unserer „Kultur“, der spirituellen Formationen, die uns bisher geprägt haben und wohl auch weiterhin prägen werden. In den Jahren der Vorbereitung eines gewichtigen Reformationsjubiläums müssten wir eigentlich von einer neuen Reformation

sprechen, die für uns angesagt ist. Ich sehe aber auch: wir sind noch nicht einig darüber, wie weit dieses Selbstkorrektur gehen muss. Was es heißt Abschied zu nehmen vom theologisch geprägten und wissenschaftlich praktizierten Anthropozentrismus, vom Dominanzparadigma im Blick auf unser Gottesverständnis. Und, was es abverlangt, Abschied zu nehmen von einer theologischen Hoffnungsbotschaft, die von einem doppelten Ausgang angetrieben wird und damit die Weltgeschichte in einen Kampf zwischen Guten und Bösen festzuschreiben sucht. Oder im Blick auf die Analyse der Zeitzeichen: Leben wir (nur) im ökologischen Zeitalter des Christentums oder suchen wir nach christlicher Spiritualität unter (schon) endzeitlichen Bedingungen? Dass heute „Relectura“ von Bibel und Tradition angesagt ist, haben wir in mehreren Beiträgen überzeugend vorgetragen bekommen. Aber uns fehlen noch klare Vorstellungen darüber, was wir aus unserer Glaubensgeschichte bewahren wollen, was wir an verschütteten Gütern dank ökumenischer Gemeinschaft neu entdecken können, aber auch, was wir hinter uns lassen und – wie schwer wird das sein – verlernen müssen. Ganz zu schweigen von dem Verlangen, nach erfolgter Dekonstruktion nicht entleert und erschöpft zurückzubleiben und Rekonstruktion zu erleben. Hier haben wir erste Ansätze eher erahnt und gespürt als ergriffen. Hier sollte es weitergehen.

(4) In dieser Herausforderung, eine Spiritualität zu erwecken, die angesichts von Menschen gemachten Zerstörungsprozessen tragen kann, sind wir – das erscheint mir eine positive Erfahrung dieser Tage – nicht allein. Obwohl diese - das sollte vorab bedacht werden - vornehmlich als eine Aufgabe der abendländisch geprägten Christenheit und deren weltweiter Wirkungsgeschichte auf uns zukommt. Wir haben in zwei Beiträgen eine Ahnung davon bekommen, was indigene Religionen Afrikas und Lateinamerikas an Anknüpfungspunkten und Unterstützungspotentialen bieten können, für das, was mit einer Spiritualität des Lebens intendiert ist. Wir haben zudem von Traditionen des Buddhismus und des mystischen Islam gehört, die Wegzehrung auf dem einzuschlagenden Weg sein können. Das waren erste zaghafte Kontakte in die Welt der primären Religionen bzw. der Weltreligionen, viel zu wenig eigentlich und einer Sommeruniversität noch nicht angemessen. Ich will damit sagen: Wir brauchen bei der spirituellen Gestaltung der „Großen Transformation“ den Dialog und die Zusammenarbeit der Religionen. Und authentische VertreterInnen derselben sind für folgende Beratungen auf dieser gemeinsamen Reise unabdingbar, so schwer dies auch immer sein mag, solche zur Mitarbeit zu gewinnen.

(5) Transformation und Spiritualität sind die zentralen Begriffe unserer Diskussionen in diesen Tagen gewesen. Mit ihnen suchten wir Anschluss an den wissenschaftlichen Diskurs und an politische Strategien, aber auch an die Quellen unserer christlichen Tradition. Beide Begriffe verlangen nach weiterer Klärung. Sie bestimmen seit Jahren auch die ökumenischen Debatten und sind dabei zu dem geworden, was ich „Container-Begriffe“ nennen möchte. In ihnen sind meist unterschiedliche Zielvorstellungen und auch verschiedene ökumenische Interessen zusammengepackt. Das kann Sinn machen angesichts der Notwendigkeit von neuen Bündnissen und breiten Allianzen. Am deutlichsten wird dies in dem neuen ökumenischen Zauberwort von der „transformativen Spiritualität“. Ich plädiere dafür, keinen Glaubensstreit darüber zu entfachen, ob darin zusammengepackt wird, was schwerlich zusammen zu bringen ist. Wir sollten dieses neue „magic word“ ökumenischen Lernens so verwenden, wie wir es für einen neuen Lebensstil und eine neue Lebensweise brauchen: Als Absage an jede privatisierende Spiritualität, wohl wissend, dass es bei Spiritualität um Quellen geht, aus denen wir leben und nicht um Waffen, mit denen wir kämpfen. Wie viele andere magic words der Ökumenischen Bewegung wird auch diese neue Zauberformel das sein, als das sie sich in unseren Auseinandersetzungen erweisen wird. Festhalten sollten wir jedoch unbedingt: In den Formeln von der transformativen Spiritualität bzw. der spirituellen Transformation geht es um zwei unterscheidbare, gleichwohl aber gleichzeitig notwendige Prozesse. Es geht – nach innen – um die Transformation eigener spiritueller Ressourcen, die in den dramatischen Krisen unserer Tage nicht länger tragen. Und es geht – nach außen – um unseren Beitrag zur Transformation unserer Gesellschaft, den diese offensichtlich bitter nötig hat. Denn die wissenschaftlichen Ansätze Anätze zu deren Gestaltung sperren sich immer noch dagegen, die Verwundbarkeit alles Lebens anzunehmen und entsprechend zu leben..

(6) Die Beiträge, Berichte und Diskussionen um die praktisch-politischen Konsequenzen der um sich greifenden Klimakatastrophe habe ich in diesen Tagen sehr viel weniger entschieden und klar erlebt als die Beratungen über die geistig-spirituelle Grundlagenkrise, in der wir uns entdecken. Gewiss, die Große Transformation scheint in der EKD, in einigen Landeskirchen und auch in Kirchengemeinden anzukommen. Aber die These von den Kirchen als „Agenten des Klimawandels“ erscheint mir mehr Postulat als gelebte Wirklichkeit. Was ein „gesamtkirchlicher und integrierter Klimaschutz- und Energiewendeplan“ sein kann, ist

offensichtlich noch nicht heraus! Von der Aufgabe, diese Herausforderung nicht nur additiv zu verbuchen, sondern im Kernbereich kirchlichen Lebens zu verankern, ganz zu schweigen. Deshalb eine Anregung: Das viel gelobte Klimamemorandum des Plädoyer zu ergänzen mit einer „Blaupause“ eines solchen Planes, könnte für viele anregend und hilfreich werden, sich hier auf den Weg zu machen. Am überzeugendsten waren in diesem Zusammenhang konkrete Geschichten des Gelingens, die für viele zu Hoffnungszeichen werden könnten. Besonders eindrücklich waren für mich der Plan einer Bremer Gemeinde, einen Taufwald anzulegen, die Berichte von den vielfältigen Prozessen zur Platzierung eines „grünen Hahns“, aber auch der Aufruf zu symbolische Interventionen seitens kirchenleitender Persönlichkeiten, die Störungen und Verweigerungen mit enthalten sollten. Präsenz von Gemeinden und Kirchen in den Prozessen des Alltags scheint mehr denn je gefragt, wie ein Überblick über die Modelle und Typen der Gestaltung von Klimaschutz und Energiewende gezeigt hat. Dabei gilt: Die Kirchen werden die Welt nicht retten, sie müssen sie zudem nicht allein retten. In diesem Zusammenhang möchte ich deshalb ein deutliches Defizit dieser Tagung benennen: Die Frage von Allianzen und Kooperationen kam für mich in unseren Beratungen zu kurz. Denn nur wenn wir uns in den Streit um die zukünftigen Strategien der Krisenbewältigung einmischen, werden wir klarere Orientierungen und entdecken, mit wem wir neue Wege gehen können.

(7) Das Stichwort von der „kognitiven Dissonanz“ ist in den Beratungen dieser Tage immer wieder dann bemüht worden, wenn es galt die offensichtliche Kluft zwischen unserem Wissen und unserem Handeln zu markieren. Hier blieb vieles ungeklärt, wie ja auch das wohl doch zu kurz gekommene Podiumsgespräch über das Lernen“ heute morgen gezeigt hat. Wie der elitäre Sonderweg unserer Debatten vermieden werden kann, wie Institutionen und Mehrheiten lernen können – vieles blieb hier ungeklärt und bedarf der weiteren Beratung und des gemeinsamen Austausches. Angesichts der „Überkomplexität“ der Herausforderungen und der um sich greifenden „Krisenakkumulation“ erscheint dies alles verständlich. Aber bitte lasst uns diese Kluft zwischen Wissen und Handeln nicht theologisch und wissenschaftstheoretisch festschreiben. Die Einsicht des Paulus, dass wir nicht tun, was wir wollen und nicht wollen, was wir dann doch tun (Römer 7), darf nicht zum Freibrief für unsere Unterlassungen werden. Und wenn heute die Hirnforschung solche Diskrepanzen in genetischen Dispositionen festzumachen sucht, dann erscheint mir dies mehr als defätistisch. Viel versprechender erscheinen mir Erinnerungen an ökumenische Debatten der zurückliegenden Jahrzehnte, in denen nicht nur negative Erfahrungen mit einem konfliktorientierten Lernen gemacht wurden. Und ohne zum schwarzen Pädagogen zu werden möchte ich dafür werben, dass Kirchen geistige „Räume“ eröffnen und auch konkrete „Räume“ zur Verfügung stellen, um mitten in den großen und kleinen Katastrophen unserer Tage die Chancen dafür zu vermehren, wie angesichts tiefgehender Verletzungen und Verwunden Altes zu verlernen und Neues zu lernen ist.

(8) Eine eigenartig gespaltene Haltung nahmen in unseren Beratungen die Ausblicke auf die Ende Oktober in Busan beginnende X. Vollversammlung des ÖRK ein. Unsere Blicke waren immer darauf gerichtet, aber unsere Erwartungen blieben eigenartig verhalten, wenn nicht gar gedämpft. Das mag daran gelegen haben – ich sage das ohne jegliche Schuldzuweisung – dass Konrad Raiser schon am Sonntagabend zur Nüchternheit ermahnt und vor überzogenen Erwartungen gewarnt hat, um nicht selbst – wie oft geschehen – in selbst produzierter Frustration zu landen und hängen zu bleiben. So blieben unsere Diskussionen weitgehend auf die Gestaltung ökumenischer Prozesse im eigenen Land begrenzt. Was z.B. der im Plädoyer-Memorandum geforderte „Lastenausgleich“ in Sachen Klimaschutz und Energiewende konkret für Kirchen und Kirchengemeinden bedeuten kann und muss, blieb

überraschenderweise undiskutiert. Ich halte es für eine falsche Alternative die weltweite Ökumene gegen die Ökumene vor Ort auszuspielen und umgekehrt. Ökumenisch lebendig und immun gegen die Versuchungen der „Selbstgenügsamkeit“ bleiben wir nur dann, wenn wir an der gegenseitigen Rechenschaftspflicht mit den Kirchen der Ökumenischen Bewegung festhalten. Nun ist die Ökumenische Bewegung gewiss breiter als der ÖRK! Aber ökumenische Gemeinschaft droht unverbindlich zu bleiben ohne den institutionellen Rahmen, der durch den ÖRK gesetzt ist als dem einzigen globalen Player, der die Vielfalt der christlichen Konfessionen und der kulturellen Formationen in multilateralen Strukturen präsentiert. Die Hoffnung, dass Busan zumindest eine symbolische Ansage für einen „Pilgerweg für einen gerechten Frieden“ vorgibt, erscheint mir daher zu wenig. Wir brauchen auch weiterhin einen ÖRK, der einen solchen thematischen Rahmen nicht nur setzt, sondern auch gestalten kann, damit die Kirchen Rechenschaft ablegen können, über die Hoffnung, die in ihnen lebt. Deshalb nehme ich einen Vorschlag aus unserer gestrigen Debatte gerne auf und präzisiere: Das Plädoyer möge Landeskirchen und Kirchengemeinden zu einem Fonds „Notopfer ÖRK“ aufrufen, in den diese 0,1% der Zinserträge aus ihren Rücklagen einbringen. Eine solche „Finanztransaktionssteuer“ sollte dazu beitragen, den ÖRK mit entsprechenden personellen Ressourcen auszustatten, um ein solches Rahmenthema aktiv und zielgerecht gestalten zu können.

(9) Zum Schluss noch einige Überlegungen zur immer wieder bemühten Metapher eines ökumenischen „Pilgerweges“. In unseren gestrigen Gesprächen wurde mit Recht darauf aufmerksam gemacht, dass Pilgerwege unter den Bedingungen der Klimakatastrophe keine ausgetretenen „Trampelpfade“ sein können. Die auf ihnen angestrebte Spurensuche zu alternativen Lebenspfaden geht durch ungespurtes Gelände. In dem offensichtlich von vielen favorisierten ökumenischen Pilgerweg für einen gerechten Frieden sind wir „nicht eben einmal weg“, sondern sollten uns mitten im Streit der Meinungen und Strategien entdecken. Welche Rollen dabei Evangelische Akademien im Allgemeinen und Initiativgruppen wie das Plädoyer im Besonderen spielen werden können, das bleibt also weiter zu diskutieren!

Dr. Karl-Heinz Dejung
03. Oktober 2013